

dieser Mann hat sich seine Geschichte zurechtgelegt. Die Forschung hat ein Quellenzeugnis der Bewältigungsliteratur hinzu gewonnen.

Klaus Tenfelde

„Stalin war kein Romantiker der Weltrevolution“

Michael Buckmiller/Klaus Meschkat (Hg.): Biographisches Handbuch zur Geschichte der Kommunistischen Internationale. Ein deutsch-russisches Forschungsprojekt. Berlin: Akademie Verlag 2007, 484 S., 59,80 €.

„Wie war es möglich, dass aufrechte Kämpfer, die sich einst von der Hoffnung auf Überwindung kapitalistischer Barbarei leiten ließen, keine Kraft oder keinen Willen zum Widerstand gegen neue Formen despotischer Herrschaft aufgebracht haben und sich für die Errichtung oder Festigung solcher Herrschaft instrumentalisieren ließen, bevor sie ihr oftmals selbst zum Opfer fielen?“ So formuliert Klaus Meschkat (Hannover) die Leitfrage jenes deutsch-russischen Forschungsprojekts, das mit dem vorliegenden Handbuch nach jahrelanger Arbeit im Rußländischen Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte (RGASPI) seinen Abschluss gefunden hat. Die beigelegte CD stellt mit 28.690 Datensätzen und 15.815 erschlossenen Biographien die größte biographische Datenbank zur Geschichte der Komintern und damit – gerade angesichts „einer sich verengenden Zugangspraxis zu russischen Archiven“ – eine „unverzichtbare Grundlage“ weiterer Forschungen dar. Hier ist der Nutzer aufgefordert, sich auf die „Spurensuche des Kollektiven im Individuellen“ zu begeben und die Geschichte der Kommunistischen Internationale im Schicksal ihrer Mitarbeiter zu reflektieren. Die hier abrufbaren Personaldossiers zeichnen teilweise ergreifende Schicksale nach, gestatten erschreckende Einblicke in das Innere jenes gewaltigen bürokratischen Komplexes, der Kommunistische Internationale hieß, und tragen, wie Michael Buckmiller (Hannover) betont, mitunter den „Charakter einer polizeilichen Fahndungsliste“ – eine Funktion, die sie ja tatsächlich erfüllt hatten: Stalin, der Propagandist des „Sozialismus in einem Lande“, misstraute jener internationalistisch-revolutionären Organisation; zahllose Kominternmitarbeiter gerieten in den 1930er Jahren zwischen die Räder der stalinistischen Repressionen, und nicht wenige von ihnen endeten vor den Erschießungskommandos des NKWD.

Auch wenn Hermann Weber (Mannheim) davor warnt, die Geschichte des Kommunismus auf die Phase des Terrors zu reduzieren, so ist es nicht verwunderlich, dass die Depravation der Komintern von einem „Propagandaklub“ weltbeglückender Intellektueller zu einem Instrument der sowjetischen Außen- und Machtpolitik einen Schwerpunkt des vorliegenden Sammelbandes bildet. Während Weber hier einen „Bruch“ zu erkennen meint, gehen andere Beiträger von einem schleichenden Prozess aus, der bereits 1921 eingesetzt und – durch das Instrument der „Russischen Delegation beim EKKI“ – die Komintern zusehends unter die Botmäßigkeit Moskaus gezwungen habe. Clara Zetkin, eine „Ikone“ des internationalen Kommunismus, schrieb Ende der 1920er Jahre, dass sich die Kommunistische Internationale „aus einem lebenden politischen Organismus in einen toten Mechanismus verwandelt“ habe, „der auf der einen Seite Befehle in russischer Sprache einschluckt und sie auf der ande-

ren Seite in verschiedenen Sprachen ausspuckt“.¹⁰ Ganz ähnlich bezeichnete Martemjan Rjutin die Komintern noch 1932 als eine „Kanzlei Stalins für Angelegenheiten der kommunistischen Parteien“ – er wurde noch im gleichen Jahr verhaftet und am 10. Januar 1937 vom NKWD erschossen.¹¹ Fortan erhob sich kaum noch eine Stimme gegen die Allmacht der „russischen Genossen“. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam bestimmte das Verhältnis der sowjetischen Mutterpartei zu ihren nationalen Ablegern ganz. Diesen Prozess der „Russifizierung“ der Komintern durch ihre „sowjetische Sektion“ zeichnen Alexander Watlin (Moskau) und Olaf Kirchner (Hannover) in ihren Beiträgen überzeugend nach.

Die Ausweglosigkeit des Terrors erhellt gerade auch aus den biographischen Skizzen prominenter Kommunisten, wie sie Annelie Schalm (Hannover) über Ruth Fischer, Reinhard Müller (Hamburg) über Herbert Wehner und Michael Buckmiller über Paul Levi und Heinz Neumann vorlegen. Der Weg Ruth Fischers von der Spitze der KPD zur vehementesten Kritikerin des Stalinismus mag dabei, wie Paul Huber (Basel) zeigt, paradigmatisch für die konstruierte Normalbiographie der deutschen Leitungskader jüdischer Herkunft gewesen sein, von denen viele bereits in den 1920er Jahren mit dem Parteikommunismus brachen: Sie rückte nach dem gescheiterten Umsturzversuch im Oktober 1923 und der Verhaftung ihres Lebensgefährten Arkadi Maslow an die Spitze der KPD – dank der Protektion Stalins und trotz der Warnungen Radeks vor der schwer zu zügelnden „Demagogin“. Den Kampf gegen die frühere Parteiführung um Paul Levi führte sie unbarmherzig, und die antisemitischen Töne, die sie mitunter anschlug, sind wohl bis heute in unguter Erinnerung: „Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laterne, zertrampelt sie.“¹² In solchen, von Schalm leider nicht zitierten, Äußerungen erweist sich das aggressive Konvertitentum jener „sogenannten assimilierten Juden, die mit der jüdischen Religion gebrochen hatten“ und die in der kommunistischen Weltkirche Heil und Zuflucht suchten (Huber). Aus diesem radikalen Bruch, den zu verkennen von bloßem Unverständnis zeugt, resultiert aber auch der Aberwitz jener Thesen vom „jüdischen Bolschewismus“ oder von den Juden als „Tätervolk“, die, leider noch immer nicht überflüssig zu betonen, „auf einer groben Geschichtsfälschung“ beruhen (Kirchner).¹³ Der von Fischer gesteuerte „ultralinke“ Kurs, der mit derartigen Haßgesängen einherging, brachte die Partei jedenfalls bald an den Rand der Spaltung, und ihr Sturz – Entfernung aus dem Politbüro 1925, Parteiausschluss 1926 – entbehrte daher nicht einer gewissen Logik. Schalms Frage, ob Fischer nicht auch als „junge Frau in der männerbestimmten Welt des Kommunismus“ gescheitert sei, scheint daher etwas kurz gegriffen, zumal Hubers Berechnungen ergeben, dass Frauen in den Führungsgruppen der nationalen KPs eher über- als unterrepräsentiert waren. Das Geschlecht habe bei Aufstieg oder Fall nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

10 Vgl. Tania Puschnerat: Clara Zetkin. Bürgerlichkeit und Marxismus, Essen 2003.

11 Vgl. Annette Vogt: „Eine bestechende Analyse, eine fundierte Kritik, aber die Tragik des Martemjan Rjutin“, in: Ketzler des Sozialismus, hrsg. von Theodor Bergmann und Mario Kessler, Mainz 1993, S. 140–154.

12 Zit. in Werner T. Angress: Die Kampfzeit der KPD 1921–1923, Düsseldorf 1973, S. 375.

13 Vgl. Johan Rogolla von Bieberstein: „Jüdischer Bolschewismus“. Mythos und Realität, Dresden 2002.

Fischers Entmachtung folgte vor allem aber der Stalinschen Maxime der „Proletarisierung“: Ernst Thälmann löste als „Muster-Proletarier“ die bürgerliche Intellektuelle ab. Hinter ihm zog – wie Buckmiller zeigt – aber wiederum ein Intellektueller die Fäden: der ebenfalls aus bürgerlich-jüdischem Hause zum Kommunismus konvertierte Heinz Neumann, der seinen politischen Aufstieg vor allem seiner Rolle als Stalins deutscher Musterschüler verdankte, der sodann im innerparteilichen Machtkampf dem ihm im Intrigenspiel ebenbürtigen Thälmann unterlag, die Gunst Stalins verlor und der seinen Kopf noch im Gefängnis durch Anschuldigungen gegen die „konterrevolutionäre bucharinistisch-trozkistische Organisation Pieck-Ulbricht“ zu retten versuchte.¹⁴ Neumann, in dessen politischem Lebensweg „die beiden Entwicklungslinien der Täter-Opfer-Dialektik verhängnisvoll“ zusammenliefen, wurde 1937 vom NKWD erschossen. Sein Schicksal zeigt, dass die „eindimensionale Zuordnung des Verhältnisses von Tätern und Opfern“ einer Differenzierung bedarf. Das gleiche ist im Fall Ignacy Ryłskys, Leiters der Abteilung für Internationale Verbindungen des EKKI, zu konstatieren: „Um jeden einzelnen Genossen zu studieren, darf man auch nicht davor zurückschrecken, jedem Parteimitglied in die Seele hineinzukriechen, wenn nötig auch mit dreckigen Stiefeln“, forderte er 1935, zwei Jahre bevor er – wie fast alle Mitarbeiter seiner Abteilung – verhaftet und erschossen wurde.

Herbert Wehner, der sich in seinen autobiographischen Äußerungen eine Opferrolle anmaßte, als deren Beglaubigung sein Parteiausschluss von 1942 diene, ist – zumindest in der Lesart Müllers – sehr viel eindeutiger der Täterseite zuzurechnen. Als von „innerparteilichem Geltungsdrang und zielstrebigem Herrschaftsdrang“ getriebener, ebenso wendiger wie anpassungsfähiger Funktionär habe er sich bereits zwischen 1931 und 1933 dem Stalinschen System im Kampf gegen Neumann, Remmele und Münzenberg als „omnipotenter Experte für ‚Parteisäuberungen‘“, angedient. Anders als Neumann (und mit ihm 70% aller in die UdSSR emigrierten KPD-Mitglieder) entging er der Verhaftung durch das NKWD und verfasste – laut Müller freiwillig und ohne akute Gefährdungslage – belastende Dossiers über innerparteiliche Konkurrenten. Dass er hierbei nur auf Anschuldigungen reagierte oder bewusst nur Personen belastete, die sich im sicheren Ausland aufhielten, weist Müller in das Reich der von ihm selbst gestrickten Legenden, die einer empirischen Untersuchung nicht standhielten. Als „Funktionstäter und Informant“ sei Wehner Teil jenes „Stalinismus von unten“ gewesen, ohne den der „Stalinismus von oben“ nicht funktioniert hätte. Seiner Verantwortung hätte sich Wehner nie gestellt und sein Verhalten im Moskauer Exil stattdessen bemäntelt und verdrängt.¹⁵

Doch so aufschlussreich die individualbiographische Betrachtung einzelner Führungskader ist, so bietet doch gerade die beigefügte Datenbank kollektivbiographischen Deutungen eine empirische Basis, die Peter Huber in seinem Beitrag über das „Führungskorps der Komintern“ systematisch auswertet: So erfahren wir, dass Frauen unter den Leitungskadern der

14 Zum Machtkampf zwischen Neumann und Thälmann vgl. auch Bert Hoppe: *Moskau und die KPD 1928–1933*, München 2007.

15 Einen sehr viel mildereren Standpunkt zur Täter-Opfer-Problematik nimmt Christoph Müller: *Herbert Wehner. Biographie*, München 2006, ein.

Komintern – anders als in den nationalen KPs – konstant unterrepräsentiert waren; prominente Ausnahmen wie Angelika Balabanow, Clara Zetkin oder Dolores Ibárruri erfüllten mehr oder wenige reine Alibifunktionen. Mit durchschnittlich 44,3% überstieg der Anteil der Hochschulabsolventen den der nationalen Parteieliten bei weitem. Hierzu ist jedoch einschränkend zu bemerken, dass dieser Anteil von 63,79% im Jahr 1920 auf 37,32% im Jahr 1937 schrumpfte. Hier ist also ein deutlicher Bedeutungsverlust der Intellektuellen – Stichwort: „Proletarisierung“ – zu konstatieren, wenngleich die Stichwortgeber hinter den Vorzeigeproletariern – Heinz Neumann ist ein Beispiel – selbstredend weiterhin Intellektuelle waren. Kommunistische Kader jüdischer Abstammung bildeten über die gesamte Phase der Komintern mit 19% die stärkste „Nationalität“, wenngleich auch ihr Anteil von 27,3% (1919) auf 12,7% (1941) – komplementär zu dem der Intellektuellen – sank. Hoch interessant ist die von Huber vorgenommene nationale Aufschlüsselung der Repressionsopfer: Wenn in dem von „Zufall und Willkür“ bestimmten Stalinschen Terrorsystem nämlich irgendeine Ratio waltete, so folgte sie den Interessen der sowjetischen Außen-, d. h. Expansionspolitik. So stieg der Anteil der „Repressierten“ in den nationalen Sektionen mit der Nähe ihres Heimatlandes zur Sowjetunion. Von den jugoslawischen Kadern überlebte keiner den Stalinschen Terror; die polnischen Funktionäre wurden nach dem Verbot der KP Polens fast vollständig eliminiert; gleiches gilt für die Vertreter der baltischen Staaten. Deutschland liegt mit 10 (von 22) Verhafteten im Durchschnitt der Repressionsquote. Hier erweist sich die „Funktion der Komintern als ein Transmissionsriemen zwischen dem Stalinschen System und den kommunistischen Parteien“, als eine Übersetzungsmaschine des Terrors, der Fridrich Forsow (Boston) seinen Beitrag über „Die Komintern und die ‚Große Säuberung‘“, widmet.

Das Forschungsprojekt, das auf dem Buchcover als deutsch-russisches ausgegeben wird, konnte aber ebenso auch auf Autoren und Vorarbeiten aus vielen anderen europäischen Staaten zurückgreifen. Nachdem José Gotovich (Brüssel) und Feliks Tych (Warschau) ihre Erfahrungen bei der Arbeit am „Biographischen Wörterbuch der Kommunistischen Internationale für die französischsprachigen Länder“ bzw. am „Biographischen Handbuch der polnischen Arbeiterbewegung“ geschildert haben, skizziert Klaus Meschkat den Stalinisierungsprozess in Lateinamerika. Dieser setzte, obwohl weit vom Moskauer Zentrum entfernt, die gleichen, teilweise absurden, aber immer gefährlichen, Mechanismen frei wie andernorts: So rief der brasilianische Parteiführer Luis Carlos Prestes nach einem erneuten Linien-schwenk zum Kampf gegen den „Prestismus“ auf; die Jagd auf Trotzlisten wurde in allen nationalen Sektionen zur obersten Parteimaxime erhoben – obwohl es in Lateinamerika gar keine trotzlistischen Gruppen gab, und auch hier sprachen kommunistische Intellektuelle kommunistischen Intellektuellen den richtigen Klassenstandpunkt ab. Eine wirkliche Aufarbeitung des Stalinismus in Lateinamerika lasse – laut Meschkat – bis heute auf sich warten. Insbesondere Kuba bleibe „dem stalinistischen Erbe der einstigen kommunistischen Weltbewegung verhaftet“ und strahle damit auch auf andere Staaten des Subkontinents, auf Venezuela, Bolivien, Nicaragua und Paraguay, aus. Che Guevara, der mit seiner Verehrung Stalins nie hinter dem Berg gehalten hat, ist aus dem Folkloreschatz der Linken nicht mehr wegzudenken, und so ist Meschkats Sorge nur beizupflichten, dass, wer „die Rückbesinnung auf folgenreiche Irrwege scheut“, Gefahr laufe, „sie noch einmal zu gehen“.

Manche Fragen, wie die von Juri Tutotschkin (Moskau) nach der „Mentalität und Persönlichkeit“ von in das Netz des Terrors verstrickten Kommunisten, sind von dem Historiker kaum hinreichend zu beantworten. Manch einer mag sich das „Gefühl der eigenen Würde“ bewahrt haben, während andere den „Weg offenen Denunziantentums“ beschritten, um unbeschadet aus den Wirren der Zeit hervorzugehen. Kaum einer hat aber jenen Mut aufgebracht, den Fjodor Raskolnikow, sowjetischer Botschafter in Bulgarien, im August 1939 mit seinem Offenen Brief an Stalin bewies: „Sie haben die Seelen Ihrer Mitstreiter entehrt und besudelt. [...] Sie sind ein Renegat, der mit seiner Vergangenheit gebrochen, der die Sache Lenins verraten hat.“¹⁶ Jene, die – wie Raskolnikow – mit dem Kommunismus brachen, waren Verstoßene, Heimatlose, „Renegaten“, wie sie abschätzig genannt wurden, und vor diesem Hintergrund sind auch jene „Metamorphosen einiger Anhänger des internationalistischen Radikalismus zu mitunter eingefleischten Nationalsozialisten“ zu verstehen, die Tutotschkin am Schicksal des österreichischen Kommunisten Karl Tomann festmacht und bei denen die Erfahrung des stalinistischen Terrors eine große Rolle spielte. Es ist diese Empathie, die wissenschaftliche Klarheit nicht mit Teilnahmslosigkeit verwechselt, die auch den Beitrag von Swetlana Rosenthal (Moskau) über die Repressionen gegen polnische und britische Kommunisten so anrührend macht: „Das Lesen der Dokumente, die übervoll sind von Ausweglosigkeit und Tragik“, so schreibt sie über das Studium der polnischen Personaldossiers, „war manchmal unerträglich.“

Der Terror – zu diesem Bild verdichten sich die Beiträge – griff in alle Lebensumstände ein, und der irrationalen Logik der Vernichtung entging man nur durch Glück und Skrupellosigkeit. So sehr Hermann Webers Forderung nach einer „Historisierung des Kommunismus“ beizupflichten ist, so problematisch mutet indes seine Schlussfolgerung an, dass „sich die Aufdeckung des Terrors nicht für Rechtfertigungen von Konservatismus und Kapitalismus“ eigne. Hier scheint noch die alte Deutung von der guten Sache, die nur schlecht umgesetzt wurde, durch, die Eigendynamik und Vorgeschichte des Terrors weitgehend ausblendet. Die „Ausgrenzung innerparteilicher Gegner“ sei, wie Meschkat anmerkt, schließlich „schon in der Vorkriegssozialdemokratie und verstärkt in den polemischen Schriften Lenins“ erkennbar gewesen, und die reinliche Trennung nach dem Täter/Opfer-Schema: terroristischer Staat auf der einen, gutgläubige Kommunisten auf der anderen Seite, geht, wie insbesondere Buckmiller zeigt, nie ohne Rest auf. Buckmiller und Meschkat haben ein gründliches und wichtiges Buch vorgelegt; ein internationales Team von Komintern-Spezialisten hat ein methodisches Instrumentarium erarbeitet, das der Kommunismusforschung neue Impulse und der großen Frage nach Ursache und Wirkung des stalinistischen Terrors neue Aufschlussmöglichkeiten bieten kann, eine Frage, die – das zeigt etwa auch die Verleihung des Frankfurter Buchpreises 2009 an Karl Schlöglers „Terror und Traum“ – ihre Faszinationskraft bis heute nicht verloren hat.¹⁷ Diesen Wert können auch einige charmante Pannen nicht schmälern, die vor allem bei den Übersetzungen unterlaufen sind und die der Aufnahme in den „Hohlspiegel“ eines Hamburger Nachrichtenmagazins sich durchaus wür-

16 Vgl. Wadim S. Rogowin: Die Partei der Hingerichteten, Essen 1999, S. 363–368.

17 Karl Schlögl: Terror und Traum. Moskau 1937, München 2008.

dig erweisen würden. So heißt es über das Schicksal des österreichischen Kommunisten Karl Steinhardt: „sein Flugzeug jedoch wurde auf dem Weg nach Hause über Rumänien abgeschossen und nach dreitägiger Verfolgungsjagd verhaftet und vor Gericht gestellt.“

Max Bloch

Alexander Vatlin und die Komintern

Alexander Vatlin: Die Komintern. Gründung, Programmatik, Akteure (Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus, Bd. 10), Berlin: Karl Dietz Verlag 2009, 366 S., 29,90 €.

Ich hatte vor einigen Jahren die angenehme Aufgabe, den ersten Band aus der Reihe „Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus“ für das *Archiv für die Geschichte des Widerstands und der Arbeit* zu rezensieren. Klaus Kinner unternahm damals den sehr interessanten Versuch, für die PDS von der Ideen- und der Handlungsgeschichte der Weimarer KPD zu retten, was einer demokratischen Partei, die in den ostdeutschen Bundesländern Teil des Mainstreams war, zu retten möglich war. Zwar fiel die Schlussfolgerung Kinners aus meiner Sicht einerseits noch nicht konsequent kritisch genug aus, andererseits war sie doch bereits Lichtjahre von dem früheren DDR-Paradigma entfernt, so dass der Rezensent dennoch ein positives Fazit zog.

Zwar ist die Reihe „Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus“ des Karl-Dietz-Verlags kein zentral geleitetes Akademie-Projekt alter Prägung, aber vor diesem persönlichen Hintergrund war ich doch gespannt, wie kritisch und selbstkritisch ein Werk über die Kommunistische Internationale (KI) sein kann, das von der Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert wurde, wie weit die Bereitschaft zum Narbenwiederaufreißen nach zehn Jahren mit dem zehnten Band gediehen ist.

Das erwartete Werk aus einem Guss über die Lehren aus der Geschichte der KI entpuppt sich nach dem Aufschlagen als eine Sammlung von Aufsätzen und Miszellen aus der Zeit zwischen 1993 und 2007 aus deutschen und russischen Zeitschriften. Die im Buchtitel angesprochene große Klammer „Komintern“ um die 15 Beiträge führt ein bisschen in die Irre. Natürlich befassen sich die Texte wirklich irgendwie mit der KI, mit ihrer Gründung, ihrer Programmatik und ihren Akteuren, aber nur ein kleiner Teil von ihnen wurde im Hinblick auf besondere Fragestellungen speziell an die Geschichte der KI verfasst. Was ein Dokument der KI ist, wird noch recht einfach festzustellen sein, aber wann handelt ein Akteur wie Lenin, Sinowjew, Thälmann oder ein deutscher Emigrant der 1930er Jahre eigentlich im Rahmen seiner Zugehörigkeit zur KI oder seiner Mitgliedschaft in einem ihrer Organe? In ihrer Definition dessen, was KI-Belange sind und was nicht, folgen Vatlin und der Verlag daher im Grunde der administrativ-technischen Definition der KI-Bürokratie: Komintern ist so letztlich das, was im Archiv unter dieser Provenienz aufgefunden wurde.

Im ersten Abschnitt „Die Gründung der Komintern“ finden wir Texte über Lenins Hoffnung auf die Weltrevolution, die Teilnehmer des KI-Gründungskongresses von 1919, das internationale Echo auf die russische Revolution und einen Beitrag über das Verhältnis der KPD zur KI. In letzterem wird auf der Basis von nach 1991 neu zugänglich gewordenen